

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 8

Artikel: Ich hatt' einen Kameraden... [Schluss]
Autor: F.P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

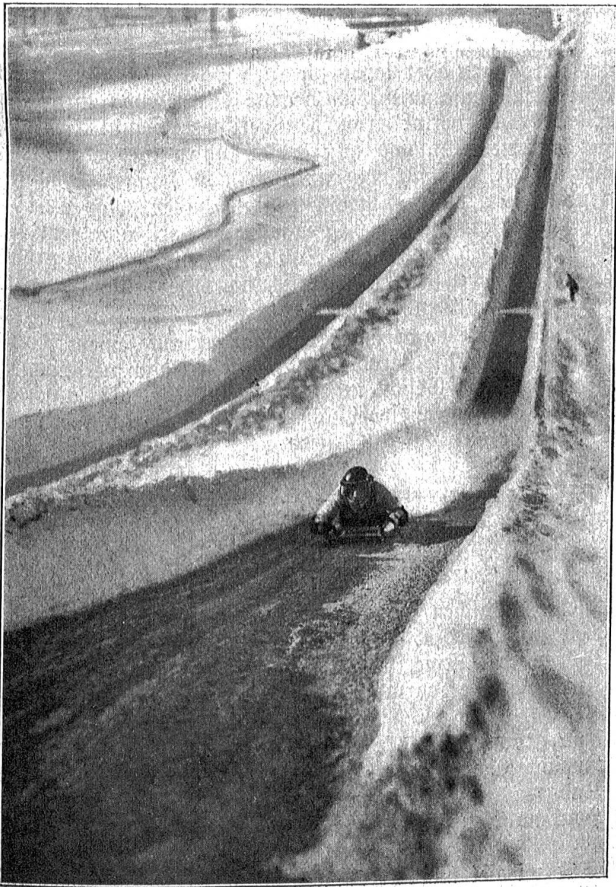
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf dem Stahlrenner kopfvoran . . .

(Zu der Winter-Olympiade in St. Moritz.)

In jedem Jahre wird die berühmte Cresta-Bahn in St. Moritz von Fachingenieuren aus Schnee, der durch dauerndes Begießen mit Wasser vereist wird, vom Ende aus in drei Abschnitten neu aufgebaut. Etwas oberhalb des schiefen Turmes beginnend, verläuft sie mit 154 Meter Gefälle bei 1214 Meter Bahnlänge. Durch diese Dreiteilung der Bauschnitte und ihre mathematisch genau errechnete Kurvenführung wird erst ein planmäßiges Training und Einfahren jedes Skeletonführers ermöglicht, da es einfach unmöglich ist, gleich die gesamte Strecke beim erstenmal abzufahren. Beträgt doch die Durchschnittsgeschwindigkeit 80 Kilometer; an den steilsten Stellen wurden bis 128 Kilometer (!) erzielt. Der dritte Bauabschnitt mit Steilgefälle und einer gefährlichen dreifachen Kurve ist der schwierigste Teil; auf ihm wird erst nach wochenlangem Ueben auf der zweiten Teilstrecke mit dem Training begonnen.

Mit Sturzhelm und blechbeschlagenen Ellbogen-, Hand- und Knieschützern gepanzert, an den Füßen die stählernen Bogenkraker, steht der Cresta-Fahrer am Start. Die Glocke schrillt, und er wirft sich mit scharfem Ruck auf seinen Stahlrenner. Der quergespannte Faden der Kontrolluhr zerreißt, und der Fahrer saust das erste Gefälle hinab, in die dreifache Church-Leap-Kurve hinein; die Stahlkufen schieben die hohe Eiswand hinauf, blitzschnell reißt die linke Hand vorn den Renner herum, und der Skeleton fegt dicht bis an den Kurvenrand hinauf, rutscht prasselnd in die Eiskehle hinunter und jagt schon an der linken Eiswand in die Höhe —



Ziel des Cresta-Runs, St. Moritz.

abermals knattert er in die Fahrinne hinab, wieder geht's bis dicht an den oberen Rand der dritten, rechten Eiskehle hinauf, wieder hinunter, und dann raft er die gerade „Zunc-

tion“ hinab. Nur ein leises Gleichgewichtsverlegen im Körper, ein flüchtiges Tuppen mit den Fußkrakern zur feinstreichigen Korrektur der Richtung, und er flüht in die unheimliche Battledore-Kurve. An ihrer glitzernden Eiswand schwebt der rasende Skeleton fast wagrecht auf einer Kufe, dreht um volle 90 Grad ab, dreht in der Gegenkurve Shuttlecock wieder um volle 90 Grad zurück, saust eine kurze Gerade hinab, ein leises Gleiten auf dem Rollitz, das Hirn arbeitet blitzschnell, und fieberhaft jagt er in gestreckter Fahrt rechts in die Szylta-, links in die Wandkehle der Charybdis-Kurve hinein, hinunter in den Leap, in den Talgrund . . . Der Zielfaden der Kontrolluhr zerreißt, der Skeleton zischt in einer Wolke von aufgewühltem Schnee und Eisstücken die Gegensteigung hinauf und bleibt in Schnee, Sägemehl und locker geschüttetem Stroh stecken. Die atemraubende, rasende Schlusssahrt ist zu Ende . . . Eilfertige Hände schleppen den Skeleton wieder hinauf; der Fahrer lüftet den Sturzhelm, atmet tief auf und stapft wieder hinauf zum Start — vielleicht ist diesmal seine Fahrzeit um eine Zehntelsekunde besser — und außerdem ist er diesmal heil heruntergekommen; vielleicht ist auch er schon einmal aus einer Kurve in hohem Bogen herausgeschleudert worden, wobei er nur durch glücklichen Zufall mit heilen Gliedern davontkam.

R. E. (in „Reclams Universum“).

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins.

(Schluß.)

Da er im Elternhause durch die herangewachsenen Geschwister abgelöst werden konnte, nahm er eine Stelle an als Aufseher in der nahen Anstalt Witzwil. Natürlich konnte er unsere Gesangsübungen nicht mehr regelmäßig besuchen, und nach seiner Verheiratung blieb er immer mehr zurück, da er sich in den freien Tagen andern Pflichten gegenübergestellt sah. Das Schwungrad fehlte nun in unserm Vereinsbetriebe, der Eifer erlahmte, die schöne Begeisterung für den Gesang nahm ab. Wohl wurde immer noch konzertiert und Theater gespielt. Man gab sich auch alle Mühe, gute Leistungen zu bieten, aber nicht mehr mit dieser kindlichen Freude am Schönen, sondern gar oft nur in Gedanken an den klingenden Erfolg. Mein Kamerad wurde nie umsonst um seine Mitwirkung angegangen bei Festlichkeiten und besonderen Anlässen, aber er war selten mehr mit ganzer Seele dabei. Ich vermisse schmerzlich jenen seltsamen Klang in seiner Stimme, mit der er früher Alt und Jung bezauberte. Das Leben hatte ihn mit bitteren Enttäuschungen eben auch nicht verschont, trotzdem es ihm ja gut zu gehen schien. Er klagte halt nicht jedem, man hätte ihn doch nicht verstanden.

Mein sehnlicher Wunsch, ihn noch einmal so singen zu hören wie in unsern seligen Jugentagen, sollte mir noch dreimal erfüllt werden, und zwar nicht in lauter, fröhlicher Gesellschaft, denn er war längst kein Gesellschaftsmensch mehr. Ein Magenleiden zwang ihn, seine Stelle aufzugeben. Er widmete sich nun ganz seinem Heimwesen und seiner Familie und zog sich immer mehr von der Öffentlichkeit zurück, besonders seit dem Kriege, durch den die meisten Dorfbewohner in ihrem Umgang so prahlerisch und gefühllos geworden waren durch das viele Geld. Auch sein Herz schien sich immer mehr zu verhärten. Einmal, nachdem ich ihn wohl monatelang nicht mehr gesehen hatte, erschien er eines Sonntagmorgens unerwartet vor meiner Türe. Er hatte mit seinem etwa vierjährigen Kinde einen Gang zum Badrebli gemacht, um zu sehen, ob die Pflaumen bald reif seien. Von dort hörte er mich spielen und kam mit strahlendem Gesichte herauf zu mir. Das kleine Mädchen sang dann ein Kinderliedchen so sicher und rein zum Klavier, daß ihm vor Freude darüber die Alltagsfesseln der Seele sprangen. Wir fingen fast unbewußt auch an zu singen, ein Lied ums andere, bis in den hohen Mittag hinein. Und seine Stimme klang wie früher. Das war das erstemal. Das

zweitemal war's an meinem Hochzeitstag. Da war der alte Zauberston wieder deutlich wahrzunehmen und alles war beglückt durch den herrlichen Tenor des 35jährigen Sängers.

Elf Jahre sollten nun vergehen, bis mir zum dritten- und letztenmal sein Lied wieder so tief in die Seele drang. Es war im Mai 1926. Wir machten beide als Ehrenmitglieder des Männerchors das Gesangsfest in Interlaken mit. Zwei Tage lang blieben wir beständig Seite an Seite. Als unser Wettgesang in der kalten Halle des Kurstaals vorüber war, ohne seine Seele zu erwärmen, führte ich ihn in den angenehmen Saal, wo die Lieder im leichten Volksgesang ertönten. Mein Kamerad war wohl der andächtigste Zuhörer: Er sprach nie während eines Vortrages und auch in den Pausen sehr wenig und konnte es nicht begreifen, daß so viele ihr Maul nicht halten konnten. Beim Abendessen erklärte er mir, das sei nun der genussreichste Tag seines Lebens gewesen, und doch sollte ja das Schönste noch kommen. Wie tat er dann die Augen auf in der Festhalle beim wunderbaren Festspiel, dem ersten und letzten, das er sehen sollte. Er war ganz übernommen von all dem Schönen, von Musik und Gesang. Wenig sprachen wir auf dem Wege zum Nachtquartier, um den süßen Zauber des Gesehenen und Gehörten mit hinüber nehmen zu können ins Land der Träume. So schön und ideal hatten wir das Landleben erhofft und zum Teil auch erlebt, als noch der jugendliche Schwung seiner Seele die Stimme verklärte. Als er dann vor mir in einen unruhigen Schlaf versank, nachdem wir den köstlichen Wein des freundlichen Gastgebers kaum berührt seines Magenübels wegen, dachte ich noch über den Weg nach, den wir seit der Kindheit Tagen zurückgelegt hatten. Jetzt, da er anfang zu schnarchen, kam er mir wieder so merkwürdig fernstehend und fremd vor. Die verwandtschaftlichen Gefühle spielten eigentlich seit dem Tode unserer schwesterlichen Großmütter keine Rolle mehr. Mit andern Freunden und Kameraden hatte ich viel mehr und romantischere Erlebnisse gemeinsam. Und doch, wenn ich an unsere Jugend dachte, war mir keiner so nahe gestanden wie er, trotz aller Verschiedenheiten im äußern Wesen, in Charakter und Veranlagung. Auch nicht die ungleiche berufliche Tätigkeit konnte das Band zerstören, das uns seit der frühesten Kindheit zusammenhielt. Mit Bewunderung dachte ich daran, wie er, der einfache Bauersmann, mir den ganzen Tag zur Seite gesessen und kein anderes Bedürfnis zu haben schien, als lauschend zu genießen; wie er am Abend vor Ehrfurcht erschauerte bei den Klängen des Orchesters in der Festhalle und vor allem bei dem ergreifenden Lied der Lehrenleserinnen. Dieses weckte so seltsame, längst verblaßte Erinnerung an ahnungsangen und gewitterschweren Sommertagen unserer Jugendzeit, es bestürmte mit bitterstüßigen Pfeilen die entblöhte Seele. Sieh da die weinende Mutter beim umgestürzten Garbensuder auf dem mageren Fluhafer. Steht da nicht der halb zerknirschte, halb wütende Vater neben dem verhagelten Weizenfeld? Kommen da nicht nach eingebrochener Nacht die müden Schwesterchen daher mit dem nur halb gefüllten Mehrensaß? Die Eulen des Galgenholzes hatten auch gar zu schauerlich geschrien. Doch wenn nur die liebe Mutter nicht traurig war. Bei dem Refrain: „für das liebe Mütterlein“ konnte mein Kamerad nur durch wütendes Zerbeißen seiner Fingerspitzen die hervorbrechenden Tränen bemeistern. Er hatte seine Mutter über alles geliebt. Gewiß, wir hatten viel und bindende Erlebnisse gehabt bis auf den heutigen Tag, wir waren wirklich Verwandte. Das empfand ich so recht, als nach Mitternacht mein lustiger Bruder und dessen schwärmerischer Freund lachend und über galante Abenteuer scherzend neben uns ihr Nachtquartier bezogen. Sie waren etwas verwundert, daß ich diesmal nicht aufgelegt war, auf ihren Schabernack einzugehen. In der Nacht hörte ich meinen Genossen mehrmals schmerzvoll stöhnen, und ich wußte nun, daß sein Leiden schwerer sei, als er selbst glaubte. Am Morgen besuchten wir noch gemeinsam die Chorproben. Er sang nicht mit, er

wollte lieber no chlai lose, da er ja doch kein solches Fest mehr mitmachen könne und nie mehr solch machtvolle Töne hören werde. Nachmittags, nach den Choraufführungen, intonierte das Orchester als allgemeinen Festgesang Baumgartners „O mein Heimatland“, und da sollte ich nun seine Stimme zum letztenmal im alten Glanze hören. Wir saßen in den vordersten Reihen, ganz unter fremden und noch jüngern Sängern. Da er schon die Sehnsucht nach seinem Dorfe oder gar nach einer bessern Heimat spürte, konnte er in diesem Liede all seine Gefühle preisgeben. Entblöhten Hauptes stand er da und blickte unverwandt auf Meister Brun am Dirigentenpult. Er war voller Spannung und Erregung, seine Rüstern bebten, und doch stand er unbeweglich. Er merkte nicht, daß ich ihn bewundernd beobachtete. Und wie er dann einsetzte beim ersten Vers! Es war das erste und letzte Mal in seinem Leben, daß er mit einem Orchester singen konnte, und ich dachte in diesem Augenblick, er hätte doch die Heubühne mit jener andern Bühne vertauschen sollen. Alles blickte erstaut um sich. Wo kam denn diese glanzvolle, mächtige Stimme her mit dem so seltsam berührenden Klang? Ich sah wohl auf ihren Gesichtern, wie sie es fast nicht für möglich hielten, daß dieser große, hagere Bauersmann eines solchen Ausdrucks im Gesang fähig sei. Er aber kam immer mehr in Schwung. Das war nun wieder seine liebe, alte Stimme aus der Jünglingszeit. Er riß denn auch alle Umstehenden mit und gab mir nach dem ersten Vers einen fragenden Blick: „Was ist mit dir? Warum singst du nicht?“ Als er dann beim zweiten Vers meine begleitende Stimme hörte wie in der Kindheit Tagen beim Weihnachtssingen, da schien die seine noch zu wachsen. Ich war stolz auf meinen Kameraden. So wie er empfand keiner das Lied. Bei der Stelle „werf ich ab von mir dies mein Staubgewand“ mußte ich verstohlen nach ihm blicken. Große dicke Tränen rannen über sein fiebrig gerötetes Gesicht, unter den Augen aber lagen schwarze Schatten. Mir schnürte es die Kehle zusammen, ich brachte keinen Ton mehr hervor. Er aber verlor trotz der heftigen Gemütsbewegung seine Stimme nicht, und nun er im fühlen Grabe ruht, begreife ich erst, was für ihn der Vers vom hangen Stündlein bedeutete. Er muß es wohl geahnt haben, daß es seine letzte große und herrliche Freude war, dort vor dem Orchester zu stehen, nicht als Solist, nur unter dem großen Haufen, über den er sich äußerlich nie erheben konnte, trotzdem er ein Gottbegnadeter war.

Als ich ihn dann im Herbst darauf auf seinem Totenbette liegen sah, die nervösen Hände so friedlich verschlungen, das wachsbleiche Gesicht in edler Verklärung, als lausche er schon den Gesängen einer höhern Welt, da empfand ich es wie der Soldat im Volksliede als wär's ein Stück von mir. (Ende.)

Mein Städtchen.

Von Adolf Galliker.

Mein Städtchen sonnt sich. Ihm behagt das Sinnen
Mit stolzem Blick weit über See und Land.
Und über Türme, Erker, Gäßchen wohlbekannt
Rinnt Sonne warm und leuchtend von den Zinnen.

Und graue Tore öffnen sich nach innen:
Kuriose Schnörkel grüßen von der Wand ...
Und was einst war und wie im Traum verschwand,
Heut naht es still, — du mußt es lieb gewinnen.

Seit wieviel hundert Jahren steht du da,
Mein Städtchen, lauschend dem Geseumm der Bienen?
Sieh! Alles, was rundum und hier geschah,
Hältst du geheim. Doch hinter den Gardinen —
Horch: flüppelt es. Und Brunnen plaudern nah:
Das Leben klingt und rauscht traumschwer aus ihnen.